

zu Echtheitsfragen), zur „Klassischen“ Philologie 216f.; hierzu vgl. man FRANZ DORNSEIFF, der 1939 zum Schrecken mancher Kollegen ironisch feststellte, es sei Aufgabe der Klassischen Philologie, das Altertum „so zu erforschen, wie es war, ohne Rücksicht darauf, ob es auch seine Pflicht erfüllt hat, klassisch zu sein“. „Die Antike war nicht immer klassisch“, konstatiert auch Naptha im „Zauberberg“. Vgl. „Über ‚Klassiker‘ und ‚Klassische Philologie‘“, MDAV 3/1991, 71f. und „Franz Dornseiff in memoriam“, Amsterdam 1986, S. 5. Die Bemerkung über „Sekretär/Sekretar“ als Leiter einer Akademie-Klasse (150) ist eine schöne Ergänzung zum Deutschen Fremdwörterbuch („Schulz/Basler“) 4,1 (1977), 100ff., wo das Wort in dieser Verwendung überhaupt nicht vorkommt.

Dem Band sind zahlreiche instruktive Abbildungen beigegeben. Dem Leser von Müllers Arbeiten wird wiederum nicht nur eindringliche Information, sondern auch hoher Lesegenuss zuteil. Einige Proben: Die Institution des Ostrakismos in der jungen athenischen Demokratie setze die Fähigkeit voraus, nicht nur „den eigenen Namen zu schreiben...“, sondern auch den des bösen Nachbarn und noch etliches mehr“. Philoktets Bogen: eine „Wunderwaffe mit garantierter Treffsicherheit“. Zur umstrittenen Datierung des PHILOKRATES-Archontats (3. Jh. v. Chr.) ist es „an der Zeit, dass der exklusive Kreis der Spezialisten das Augurenlächeln ... aufgibt und sich herablässt, die *misera plebs* der Unwissenden ... aufzuklären“. Die Betrachtung über WILAMOWITZ und DÜMMLER trägt den Untertitel „Eine schlimme Geschichte“; Dümmler hatte „früh die verführerische Kraft der Leichtigkeit des Rausches entdeckt“.

S. 238ff. sind Müllers Veröffentlichungen der Jahre 1999 bis 2009 aufgelistet. Die benutzerfreundliche Anlage der Verweisungen und der Register kann den Lesegenuss nur steigern.

Wie Band 1 der Kleinen Schriften: ein inhaltsreiches Buch, das eine beträchtliche Fülle gesicherten Wissens und, nicht zuletzt durch Hinweise auf noch offene Fragen, vielfältige Anregungen vermittelt. Man ist gespannt auf weitere Publikationen von Carl Werner Müller.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Noctes Sinenses, Festschrift für Fritz-Heiner Mutschler zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Andreas Heil, Matthias Korn, Jochen Sauer, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2011, XVI, 504 S., EUR 52,- (ISBN 978-3-8253-5843-3).

Die *Noctes Sinenses* tragen, wie im Vorwort zum Ausdruck gebracht wird, bewusst ihren Namen in Anlehnung an die *Noctes Atticae* des AULUS GELLIUS. So sollen die Beiträge dieser Festschrift auch einerseits F. H. MUTSCHLERS „wissenschaftliche Interessen in vielfältiger Weise spiegeln“ und andererseits „*ad honestae eruditionis cupidinem utiliumque artium contemplationem celeri faciliq̄ue compendio ducerent*“ (NA, pr. 12). Ebendiesem Anspruch wird das Sammelwerk gerecht, 58 für wissenschaftliche Verhältnisse kurze Abhandlungen in vier Rubriken, die die Arbeitsfelder Mutschlers erfassen, „Augusteische Dichtung und ihre Rezeption“, „Antike Geschichtsschreibung in komparatistischer Perspektive“, „Römische Werte und Lebensentwürfe“, „*Noctes Dresdenses*: Neulateinische Texte aus Sachsen“. Eine „Preziosensammlung“ nach dem Wort der Herausgeber, die insgesamt in ihrer Fülle und Vielfältigkeit tatsächlich „*ad honestae eruditionis cupidinem utiliumque artium contemplationem*“ Anreiz geben dürften. Für den Rezensenten stellt sich allerdings die Frage, ob er eine derartige Fülle angemessen in Gänze erfassen könnte: Er kann es nicht. Deswegen wird es in diesem Rahmen nur eine Auswahl ausführlicher betrachteter Beiträge geben können. Deren Kriterien sind durchaus subjektiv, persönliche „*cupido eruditionis*“ und Arbeitsschwerpunkte und der schulische Erfahrungsbereich des Rezensenten. Zudem übersteigen manche Beiträge, insbesondere jene zur Auseinandersetzung mit dem fernöstlichen Kulturkreis, seine fachliche Kompetenz, um sie angemessen zu würdigen. So sollen hier die Beiträge, die sich mit römischer Geschichtsschreibung, OVID, elegischer Dichtung, VERGIL, PHAEDRUS und der Vermittlung römischer Werte im Unterricht befassen, ausführlicher betrachtet werden.

Geschichtsschreibung: Dass Sallust „*Thucydides apt pupil*“ (PARKER, 2008) gewesen ist, ist bekannt. S. DÖPP („Fasziniert von Thukydides. Zu zwei Rezeptionstypen bei Sallust“, 189–195) betont dies auch und möchte daher typologische Merkmale

der Verarbeitung erfassen, die ihrerseits allerdings auch schon näher behandelt worden sind (191, Anm. 9): THUKYDIDES ist in struktureller Hinsicht Vorbild SALLUSTS, da beide den gerafften und verkürzten „geschichtlichen Überblick als Folie [...] für das Einzelgeschehen“ nutzen, Thukydides in 1, 1, Sallust in *Cat.* 6–13. Das zweite typische Motiv, das Sallust von Thukydides übernommen zu haben scheint, ist das der „Begriffsusurpation“: Um die eigenen Interessen durchzusetzen, werden zur Verschleierung hehre Begriffe und Normen zitiert. D. bezieht sich auf Thuk. 3, 82, 4, Sall. *Catil.* 38, *hist.* 3, 48 und *Catil.* 52. Die Rede des Volkstribunen und Annalisten LICINIUS MACER in den *historiae* ist sicherlich von Sallust inhaltlich wie stilistisch konstruiert, jedoch stellt sich die Frage, ob die „Begriffsusurpation“ nicht ein gängiges rhetorisches Instrument römischer Redner, gerade der Volkstribunen (vgl. z. B. die Rede des TIBERIUS in PLUTARCHS *vita*) gewesen ist und Sallusts Gestaltung nicht auch durch diese Quelle gespeist worden ist.

M. JEHNE („Der Hirschfaktor des Valerius Antias“, 201–209) überträgt ein Instrument „heutiger Messungen wissenschaftlicher Bedeutung“ (201) auf den annalistischen Autor sullanischer oder caesarischer Zeit. Nach dem „Impact-Faktor“, basierend auf der Anzahl der Zitationen von Artikeln in bestimmten Zeitschriften, und dem „Hirsch-Index“, basierend auf dem Verhältnis zwischen der Zahl der Zitationen und der der Publikationen, gehört dieser Autor zu den bedeutendsten Geschichtsschreibern der römischen Republik. J. bezieht sich dabei in erster Linie auf die hohe Anzahl der Zitationen bei LIVIUS, man könnte den Impact-Faktor des VALERIUS ANTIAS noch erhöhen, bezöge man spätere Autoren in die Betrachtung mit ein, so wohl auch CASSIUS DIO. Die Qualität der historiographischen Ergüsse des Antias ist dabei irrelevant und das sei „das Wunderbare an der Konzentration auf den Impact-Faktor“ (204). Selbst wenn man Livius ignoriert, der Valerius Antias mehrfach harsch kritisiert (3, 5, 12; 26, 49, 3; 30, 19, 11; 33, 30, 8; 38, 23, 8), ihm aber doch oft genug folgt, steht doch außer Frage, dass Valerius Antias in Bezug auf die inhaltliche und stilistische Qualität eben nicht zu den Größen der römischen Geschichts-

schreibung gehört, auch wenn man die Maßstäbe der klassischen römischen Literatur nicht anlegt. Insofern zeigt sich bei Valerius Antias weniger das „Wunderbare“, sondern vielmehr die grundsätzliche Problematik rein quantitativer Bewertungsinstrumentarien.

Zwar betont M. BRAUN („Augustus, die Macht und die Medien“, 277–286) gleich zu Beginn, dass es sich bei seinem Beitrag nicht gleichsam um die bloße Rekapitulation weit- und tiefgehend erforschter „medialer Bemühungen“ (278) des ersten *princeps* handelt, sondern um eine Kategorisierung seiner Öffentlichkeitsarbeit. Und tatsächlich verschafft diese Kategorisierung nach der so genannten Institutionentheorie, derzufolge mediale Symbolpolitik bewusst zur Stärkung der (jeweils neuen) Institutionen betrieben wird, einen neuen Blickwinkel. Substantiell Neues bietet sie aber nicht (Verbildlichung der *pietas*, Ornamentik und Restauration alter Tempel, Bau der *ara pacis*, gemäßigter Einfluss auf die Literatur).

Die berühmte Rede des Kaisers CLAUDIUS (41–54 n. Chr.) bettet E. FLAIG („Tradition und Innovation“, 287–293) in einen mentalitätsgeschichtlichen Rahmen ein: Wie gelang es dem Kaiser 48 n. Chr. den Senat umzustimmen und gallische Provinzialen mit römischem Bürgerrecht den Zugang zum *cursus honorum* und damit zum Senat zu ermöglichen, mithin die Institution, die besonders für die Orientierung an den traditionellen Werten und Ordnungskriterien der *maiores* stand? E. vollzieht luzide die Argumentation nach, mit der Claudius unter Verwendung früherer *exempla* die innovative Veränderung zugunsten der gallischen *equites* habe herbeiführen können. Allerdings bezieht sich E. ausschließlich auf die Gestaltung dieser Rede durch TACITUS (*ann.* 11, 23ff). Der Wortlaut der Rede des Claudius aber ist durch eine Inschrift (CIL XIII 1668) überliefert, und der *communis opinio* nach hat Tacitus sie rhetorisch geglättet, logischer konstruiert und die Gewichtung der Argumentation verschoben. Dieses „Original“ ist E. jedoch nur eine Fußnote wert.

Ovid: FURLEY, W. („The Metamorphoses Metamorphosed. Ted Hughes’ Tales from Ovid (1997)“, 21–29). Ausgehend von der kultur-

pessimistischen Betrachtung über den Verlust umfassender Kenntnis klassischer humanistischer Bildung, die so topisch wie zutreffend ist, votiert F. für eine Neuentdeckung insbesondere der ovidischen Schriften, wie sie Hughes gelungen sei. Tatsächlich wirkt die Rezeption OVIDS durch Hughes, zumindest nach den Beispielen bei F., als eine dichte Umdeutung und Darstellung ovidischer Motive unter modernen Vorzeichen. Manch Leser mag sich so der Kunst Ovids, und sei es nur über eine Übersetzung, zuwenden.

Der Beitrag von A. HEIL („Redde Nasoni suum acumen, Ov. Trist. 3, 4a“, 37–40) schreckt wegen der Konzentration auf ein rein grammatikalisches Phänomen wie die Personal- und Possessivpronomina zunächst ab. Doch H. gelingt es eindrucksvoll, durch dieses Phänomen die vollendeten poetischen Möglichkeiten des Psychologen und Psychagogen Ovid zu illustrieren, nicht nur in *trist.* 3, 41, 37–40, sondern auch in *met.* 11, 700f und 13, 494f.

K. HELDMANN („Jupiter und Callisto“, 51–58) liefert durch das Gemälde J. H. TISCHBEINS d. J., „Jupiter in Gestalt Dianas verführt Callisto“, nicht nur ein Beispiel für die späte Rezeption ovidischer Motive, dafür, „wie diese Erzählung Ovids [...] in den bildenden Künsten gründlich umgedeutet worden ist“ (57), und weitet so den Blick von der reinen Textarbeit ausgehend, sondern er liefert durch die profunde Analyse des Materials auch das Werkzeug, eine derartige Rezeption und Umdeutung im Unterricht zu nutzen.

W. HOLLSTEIN („Ovids Fasti und das *aes grave* mit der Prora“, 59–67) führt den Lehrer der klassischen Sprachen, der, wenn überhaupt, in Unterricht und Studien eher mit den reichen numismatischen Zeugnissen der Kaiserzeit in Kontakt gekommen ist (vgl. AU 51, 2 [2008]), zu typischen Münzen der Republik, ihren Motiven und politischen Botschaften, und das über Ovids *fasti*, 1, 229–240. Geradezu beispielhaft wäre der fiktive Einstieg H's für den Unterricht, da er gleichsam die Situation, das Personal und die Aufträge für ein Rollenspiel präsentiert, die sowohl den Text des Dichters als auch die Münzen, die H. in Abbildung gleich mitliefert, untersuchen sollen.

G. W. MOST („Ovid, Metamorphosen 14, 671“, 94–101) liefert vorbildlich ein akademisches

Beispiel für eine textkritische Analyse ab. Demgegenüber eröffnet R. PFEILSCHIFTER („Ovid über Odysseus oder Dichtung und Mythos“, 102–109) einen neuen Aspekt für die inhaltliche Auseinandersetzung mit Ovids Exilliteratur: Würde diese bisher gattungsbedingt eher als „eintönige, fast depressive Klagedichtung“ (105) wahrgenommen, kann P. an der Gestalt des Odysseus nachweisen, mit welcher „überlegenem Witz“ (105), (Selbst)Ironie, Humor und künstlerischem Vermögen Ovid den Mythos in diesen Werken verarbeitet.

E. SIMON („Feuer, Wasser, Luft und Erde“, 129–132) gibt durch den Hinweis auf die Rezeption des Phaethonmythos auf Sarkophagdarstellungen des 3. Jahrhunderts n. Chr. einen möglichen Impuls für die Verwendung ebendieser späteren bildlichen Verarbeitung im Unterricht, in dem die Phaethonepisode aus den Metamorphosen ein häufiges Thema auch schon in Lehrwerken (z. B. *prima*, 26Z) ist.

Über die Grenzen des historischen Kontextes, der Textgattungen und der Autorenpersönlichkeiten hinweg lenkt P. STROHSCHNEIDER („Sängeragone – Eine Problemskizze“, 133–140) den Blick des Altphilologen auf das Motiv des Sängerwettstreits nicht nur in der antiken (Apoll – Marsyas in Ovids Metamorphosen), sondern auch in der mittelalterlichen Literatur (Tristan, Fürstenlob (Wartburgkrieg)) und die Gemeinsamkeiten. Dies scheint gerade für einen fächerübergreifenden Ansatz auch im Lateinunterricht neben dem Rezeptionsgedanken interessant und aufschlussreich, auch wenn die fachterminologisch überfrachtete Sprache des Beitrags zuweilen abschreckt.

Amüsant ist die Zusammenstellung von Kartoons über ovidische Szenen bei A. NOWAK/J. VOSS („Metamorphorische Nächte. Nox bei Ovid – Textstellen in Graphik und Karikartoon“, 169–176).

Elegische Dichtung: F. CAIRNS („Tibull 2, 5“, 3–11) eröffnet den Band mit einer Arbeit über den Zusammenhang zwischen der Datierung von 2, 5, den Parilia und einer textkritischen Analyse von Vers 35 (3–11). C. datiert das Gedicht auf den 21. April 19 v. Chr., den Tag der Inauguration des MESSALINUS, der TIBULL als Sohn seines Patrons

MESSALA bekannt war, und gleichzeitig Festtag der Parilia und der Gründung Roms. Durch seine luzide textkritische Analyse bestätigt C. seine eigene These, dass Tibull als ein hellenistischer Dichter in Rom gelten kann, der, ganz dem alexandrinischen Dichtungsideal verbunden, in kunstvoller Weise die oben genannten Feste miteinander zu Ehren seines Patrons verknüpft. C. zeigt damit beispielhaft, wie sinnvoll eine textkritische Analyse jenseits des akademischen Selbstzwecks für die Auslegung eines antiken Textes genutzt werden kann.

H. WULFRAM („Stadt und Land an einem Tag“, 162–168) – Das bekannte Motiv des überhöhten Idylls eines arkadisch paradiesischen Lebens in einer *villa suburbana* gegenüber dem hektisch gefährlichen Rummel im Zentrum der Stadt stellt W. in den unterschiedlichen Verarbeitungen seit HORAZ vor. Auch hier erscheint die Arbeit nicht nur deswegen ertragreich, weil W. auf gedrängtem Raum die unterschiedlichen Variationen bei Horaz selbst (*sat.* 2, 6, 77–117; *ep.* 1, 7, 46–49), TIBULL (2, 3), OVID (*trist.* 4, 8), STATIUS (*silv.* 4, 3; 3, 5), MARTIAL (*epigr.* 12, 57) und AUSONIUS (*de herediolo*) prägnant und für den jeweiligen Dichter signifikant herausarbeiten kann. W. zeigt damit auch die Möglichkeit auf, das Kernmotiv der eingängigen und einsichtigen Fabel von der Land- und der Stadtmaus in den verschiedenen Verarbeitungen präsentieren und mit Schülern erarbeiten zu können. Etwas bedauerlich ist, dass W. nicht die frühesten Versionen bei AESOP und PHAEDRUS berücksichtigt hat; den Rahmen des Beitrags hätte sicherlich auch der Verweis auf LUTHER oder LAFONTAINE gesprengt.

C. NEUMEISTER („Konfrontation zweier Lebensläufe. Zur gedanklich-sprachlichen Struktur von Tibulls Elegie I, 10“, 368–372) vollzieht in einer vorbildlich textnahen Deutung Tibulls Gegenüberstellung eines Lebenslaufes, der wohl dem Ideal des Dichters nahekommt, und dem eines Soldaten, den der Dichter ablehnt, nach. Bezieht man WULFRAMS und CAIRNS Beiträge mit in die Betrachtung ein, so treten auch Motive der Idealisierung eines ländlich abgeschiedenen Lebenslaufes und die Ideale der alexandrinischen Dichtung hervor. Insofern bestätigt sich Cairns Ansatz zu Tibull als Dichter auch in I, 10.

Für gewöhnlich wird das Lebensideal CATULLS und seiner Dichterkollegen im Gegensatz zum aristokratisch konkurrierenden Ideal der republikanischen Elite gesehen. J. SAUER („Kommunikation und Werte im poetologischen Diskurs: Catull und Properz“, 407–415) betont anhand von Catulls *carmen* 95, wie die Vorstellung aristokratischen Kräftemessens und archaisch anmutender Machtdemonstration auch das Denken der sich so zivilisiert gebenden Neoteriker geprägt hat. PROPERZ bilde dem gegenüber geradezu einen Kontrapunkt. Zwar betone Properz in den Elegien 1, 4 und 1, 7 die Überlegenheit seiner eigenen Dichtung gegenüber poetischen Kontrahenten, doch im Gegensatz zu Catull ist seine sprachliche Durchführung wesentlich gemäßigter und auf Ausgleich bedacht.

Vergil: Durch den Unterricht beschränkt sich die nähere Betrachtung des Personals in der Aeneis zwangsläufig auf die Hauptpersonen, natürlich Aeneas, nach den jüngsten Vorgaben wieder auf Dido, aber auch auf Iuno, Venus oder Turnus. Auf eine Nebenfigur lenkt U. FRÖHLICH („Nulla salus bello: Vergils Drances“, 15–20) den Blick, den Latiner Drances, „wortgewaltiger Neider des Turnus“ (15) im elften Buch der Aeneis. In einer präzisen Analyse seiner beiden Reden hebt F. hervor, dass Drances gerade in der zweiten Rede die Situation zwischen Latinern und Rutulern verschärft, „um seine persönliche Animosität gegen Turnus zu multiplizieren“ (19). Da CICERO ebenso wie Vergil diesen Politikertypus in Theorie und Praxis verabscheut habe und AUGUSTUS Cicero hochgeschätzt habe (PLUT. *Cic.* 49, 3), lehnt W. aus guten Gründen die sehr reizvolle „Gleichung Drances = Cicero“ (19) ab. Das ist bedauerlich, aber wohl kaum von der Hand zu weisen.

M. GEYMONAT („*Immensità dei paesaggi di cielo, di mare, di monti*“, 36–44) widmet sich zunächst den Beschreibungen von Himmel und Meer, deren unermessliche Größe und Weite Vergil in den Eklogen, den *Georgica* und der Aeneis mit den gleichen Phrasen und Begriffen umschreibt und damit zumindest in der Aeneis auch ihre Bedrohlichkeit zum Ausdruck bringt. Besonders aufschlussreich erscheint G's Analyse der Waldbeschreibungen in der Aeneis, die

demzufolge auf den dramaturgischen Ablauf abgestimmt sind. Hier stimmt es etwas verwunderlich, dass die Landschaftsbeschreibung im vierten Buch nicht aufgenommen worden ist, deren Szenerie das Unglück der Verbindung mit Dido vorhersagt.

Einen Bezug zwischen Vergil und MARTIAL stellt N. HOLZBERG („Applaus für Maro. Eine ‚augusteische‘ Interpretation von Mart. 9, 33“, 68–73) her. Mit profunder Kenntnis entsprechender Belege und Vergleichsstellen, bei denen Martial ebenso obszön CATULL rühmt, kann H. nachweisen, dass Martial in durchaus typischer Weise einen anrühlich ordinären Witz über den maßgeblichen Epiker formuliert.

Von dem weltweit führenden Kenner des 21. Bachsohnes (1742–1807), P. SCHICKELE (New York), angeregt, analysiert W. SCHUBERT („P. D. Q. Bach und Vergils Aeneis“, 110–119) in beeindruckender Weise die fulminant kompakte wie bodenlose Rezeption nahezu der gesamten Aeneis durch diesen „unfähigen Außenseiter der Musikgeschichte“ (110) in der musikalischen Miniatur für BETTY-SUE BACH.

Einen Beitrag zur Rezeption Vergils liefert auch B. KAISER („Cupressus Saxonica. Ein Cento Vergilianus über den Tod des sächsischen Kurfürsten Christian II.“, 479–486). Er beginnt mit dem Widerspruch zwischen einem „der unbedeutendsten Wettiner“ (479), der untätig, abhängig von der lutherischen Geistlichkeit und vom Adel, eher an Jagen und Essen interessiert und von einer „selbst für die damalige Zeiten“ tiefen Neigung zum Trinken geprägt war, CHRISTIAN II., und der umfangreichen Literatur anlässlich seines Todes 1611, unter anderen einem umfangreichen Cento vergilischer Verse. Dieser Cento erscheint aufgrund der Analyse K's auch deswegen interessant, weil sein Autor es vermag, durch die Verse Vergils die tiefe Gläubigkeit des Kurfürsten zum Ausdruck zu bringen.

Phaedrus und die Fabel: G. I. CARLSON („S. J., Phaedrus, a Fable and Fun“, 12ff.) und U. GÄRTNER („de lusu et severitate. Zum Wert des Spiels bei Phaedrus“, 294–302) stellen beide dieselbe Fabel des Phaedrus vor (3, 14). Der Vergleich bestätigt G's einleitende Worte: „Von einer Fabel wie von einem Altphilologen wird gemeinhin erwartet,

dass man von dieser Seite eine ernsthafte Lehre hört. Dass ein wenig Scherz dabei nicht abträglich sein muss, wird oft zu wenig berücksichtigt – doch es gibt löbliche Ausnahmen“ (294). C's kurzer Beitrag stellt in lockerem Ton, in persönlich sympathischer Form, die den wissenschaftlichen Gepflogenheiten hierzulande nur wenig nachkommt, und doch in nicht weniger wissenschaftlicher Tiefe die Intention des Dichters und ihre anthropologische Bedeutung vor: „*Only when we play are we ready to engage something new and find its meaning.*“ G's Betrachtung folgt altphilologischer Methodik und analysiert die Fabel, ordnet ihre Motive in das Werk des Phaedrus und die literarische Tradition ein, um eindrucksvoll ein „kleines Kunstwerk“ zutage zu fördern: „In ihrer Mischung aus ernstem Inhalt, kunstvoller Form und heiterer (Selbst-)Ironie sind die Fabeln [...] wie das Nüssespielen für Erwachsene geeignet“ (301). Die wirkliche Ausnahme einer altphilologischen Humoreske aber bietet SCHUBERTS Auseinandersetzung mit P.D.Q. BACH (s. o.).

Auf die Ursprünge der Fabeldichtung, die mündliche Weitergabe, hin untersucht A. JUNG-HANS („Die Fabel von der Äffin mit den zwei Jungen“, 322–328) die genannte Fabel, die bei ÄSOR, BABRIOS und am ausführlichsten bei AVIAN überliefert ist. Sie findet einerseits als Ursprungsmotiv den Rückzug der (ungeliebten) Kinder zur eigentlichen Mutter, der Natur. Doch darüber hinaus kann sie auch die pädagogische Intention der Fabel erkennen, dass eine Mutter ihre Kinder in „deren Wesen bedingungslos anzuerkennen“ (327) habe.

Römische Werte: Innerhalb des begrifflichen Bezugsrahmens der *virtus*, der Eigenschaft eines Mannes, entfaltet S. GERLINGER („Virtus ohne Ende“, 303–309) die antiken Vorstellungen geschlechtsspezifischen Rollenverhaltens durch vier Beispiele, nämlich durch deren Umkehrung in OVIDS Heroidenbrief Deianiras, da Hercules typisch weibliche, Omphale typisch männliche Verhaltensweisen aufzeige, bei LAEVINUS (frgm. 4), da Hektor sich durch typisch weibliche Topoi (Migräne) Andromaches erotischen Avancen entziehen möchte, in SALLUSTS Darstellung der heldenhaften SEMPRONIA im Gegensatz zu dem weiblich verderbten CATILINA und anhand

des ambivalenten öffentlichen Bildes CAESARS, das zwischen androgyner Weichlichkeit und gefürchteter Virilität changierte. Dies ist insgesamt sicherlich durchweg aufschlussreich und klug begründet, die Tatsache aber, dass selbst in einem solchen Rahmen das Gedankengut des Genderismus Einzug hält, erscheint dann doch wenigstens ermüdend, wenn nicht sogar grundsätzlich fragwürdig. Dieses Problem ergibt sich ebenso bei dem ebenso lesenswerten Beitrag zu „Gender Symmetry, Pliny epist. 6, 32, Women’s Processions, and Roman Life Choices“ (454–462) von A. WEIS.

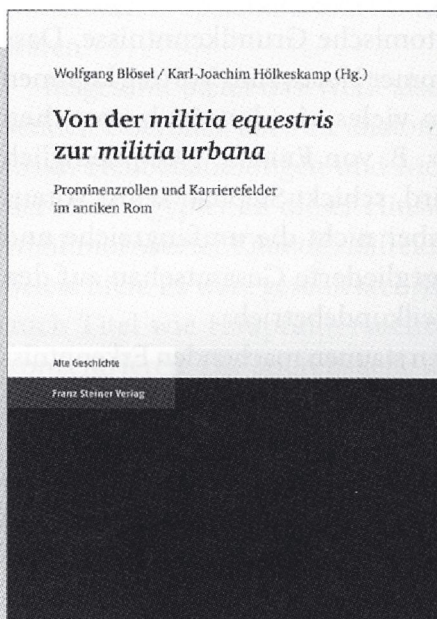
Eine Behandlung des Dativs in den Versen des LUCILIUS wirkt auf den ersten Blick mehr als abschreckend. Doch W. GÖRLER („Tugend ohne Reichtum? Ein verkannter Dativ bei Lucilius“, 310ff.) kann eindrucksvoll veranschaulichen, welche zentrale Bedeutung die so trocken wirkende Kasuslehre für das adäquate Verstehen eines antiken Textes haben kann. Ein gelungenes Beispiel gegen all jene, die Sprachvermittlung im Lateinunterricht auf den Gebrauch eines Basisgrammatikheftchens reduzieren wollen.

Zu der grundsätzlichen Frage nach der Definition von Glück, die auch für Schülerinnen und Schüler existenziell sein dürfte oder müsste, verweist C. MÜLLER-GOLDINGEN („Das glückliche Leben“, 364–367) auf eine „besonders markante Reflexion“, nämlich PINDARS 8. Nemee, in der der Dichter in einem persönlichen Gebet die „soziale und familiäre Komponente des Glücks“ veranschaulicht. Gerade im Hinblick auf die gesamte Zielsetzung eröffnet M. damit den Blick auf einen Text, der in der Schule kaum berücksichtigt werden dürfte und das Thema doch ungemein bereichern würde.

P. WEHMANN („Römische Wertbegriffe im Lateinunterricht der Sekundarstufe I“, 448–453) erörtert die Möglichkeit und Notwendigkeit, auch im Lateinunterricht der Sekundarstufe I die Schülerinnen und Schüler zur (Selbst)Bestimmung von Werten ihres Handelns anzuregen, am Beispiel der „Fabel“ (449) von Herakles am Scheidewege. W. kann an dieser Erzählung exemplarisch offenlegen, dass die insinuierte Definition der *virtus* und ihre Bedeutung für eine *vita beata* auch bei Schülerinnen und Schülern die Frage nach

dem, was ein glückliches Leben im Kern ausmacht, aufwerfen können. Ohne die Schlüssigkeit und grundsätzliche Richtigkeit dieses Ergebnisses anzuzweifeln, sei doch darauf hingewiesen, dass der Sophist PRODIKOS mit dieser Erzählung keine Fabel geschaffen hat – ein Gattungsbegriff, den er gar nicht kennen konnte –, sondern diese grundsätzliche ethische Entscheidung in ein mythisches Gewand gekleidet hat. Die Erfahrung zeigt, dass dieses Gewand und seine Bedeutung Schülerinnen und Schülern durchaus zugänglich gemacht werden kann: Als mythische Erzählung wird der Grundaussage eine höhere Legitimität verliehen. Zudem lässt sich natürlich an diesem Beispiel im Lateinunterricht ein Beitrag zur Werteerziehung erzielen, jedoch schwinden diese Möglichkeiten, wie ein Blick auf Lehrwerke jenseits von *salvete* zeigt, auf das sich W. zu beziehen scheint. Konstanter wäre dies eher im Griechischunterricht möglich, weil es sich für die Verlage finanziell nicht lohnt, die Halbwertszeit der Lehrwerke derart kurz zu halten wie im Lateinunterricht. Deswegen wird das Beispiel im *Kantharos* (Lekt. 6) und als Vertiefungstext im *Kairos* (V 33) wohl noch länger erhalten bleiben.

Einen interessanten Einblick in die Erziehung und den Schulbetrieb des 19. Jahrhunderts gewährt V. RÜCKER („Werteerziehung an der Elbe. Die Ländliche Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben in Blasewitz bei Dresden“, 486–496): Sie stellt die Gebäude und Entstehung dieser Privatschule 1865 kurz vor, widmet sich dann aber ausführlich der pädagogischen Zielsetzung ihres Gründers R. PIETZSCH, die in einem Cicerozitat an der Außenwand des Hauptgebäudes zum Ausdruck kommt. Pietzsch „kritisiert die moderne deutsche Pädagogik, dass sie frühzeitig Kenntnisse aufzuhäufen suche und die Lehrer dadurch von vornherein in eine schwierige Position bringe“ (492). Vergegenwärtigt man sich die historische Situation dieses Zitats, kommt man zu dem Schluss, dass das Kernproblem deutschen Schulunterrichts seit 150 Jahre dasselbe sein soll. Pietzsch versuchte es, vom hellenischen Ideal geprägt, offenbar durch den Eros nach geistiger (Selbst)Erkenntnis der Schüler zu lösen, heutzutage sind es eher produktorientierte Fragmente stets evaluierbaren Kompetenzerwerbs.



Wolfgang Blösel /
Karl-Joachim Hölkeskamp (Hg.)
**Von der *militia equestris*
zur *militia urbana***

Prominenzrollen und Karrierefelder im antiken Rom

2011. 237 Seiten mit 5 Tabellen.

Geb.

€ 46,-

ISBN 978-3-515-09686-7

Jochen Schultheiß

**Generationenbeziehungen
in den *Confessiones* des Augustinus**

*Theologie und literarische Form
in der Spätantike*

Hermes – Einzelschrift 104

2011. 317 Seiten. Kart.

€ 58,-

ISBN 978-3-515-09721-5

Politik und Krieg gelten als ‚klassische‘ Führungsfunktionen der Angehörigen des römischen Senatsadels – der jedoch auch darüber hinaus eine Vielfalt an Rollen einnahm. Der Wandel dieser Rollen bzw. ihrer relativen Gewichtung von der (späten) Republik zur Kaiserzeit ist in den letzten Jahren in den Mittelpunkt der modernen Forschung gerückt.

Im Blickpunkt dieses Bandes stehen daher nicht nur die traditionellen ‚Prominenzrollen‘ bzw. ‚Karrierefelder‘. Ebenso thematisieren die Beiträge auch Kriterien und Kompetenzen wie Erziehung und Sozialisation, rhetorische Fähigkeiten und juristische Expertise sowie die Entwicklung ganz neuer aristokratischer Distinktionsmerkmale und Lebensentwürfe, die jeweils systematisch und detailliert analysiert werden.

Thomas A. Schmitz / Nicolas Wiater (ed.)

The Struggle for Identity

Greeks and their Past in the First Century BCE

2011. 305 Seiten mit 4 Abbildungen. Kart.

€ 54,-

ISBN 978-3-515-09671-3



FRANZ STEINER VERLAG

Postfach 101061 • D-70009 Stuttgart

www.steiner-verlag.de • service@steiner-verlag.de

Telefon: 0711 / 2582-0 • Fax: 0711 / 2582-390

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Band durchweg seinem Anspruch gerecht wird. Die hier nicht weiter vorgestellten Beiträge, wie unter anderen zu HORAZ, PLINIUS, AULUS GELLIUS, LUKREZ, SILIUS ITALICUS, christlichen Autoren, LUKAN, zur künstlerischen wie literarischen Rezeption, gerade in Sachsen, bestechen ebenso wie die präsentierten durch ihre wissenschaftliche Tiefe. Sie alle, und besonders jene über das Verhältnis asiatischer und westlicher Literatur sind eine „Preziosensammlung“ und reizen *ad honestae eruditionis cupidinem utiliumque artium contemplationem*.

BENEDIKT SIMONS, Düsseldorf

Joachim Stephan: Die altägyptische Medizin und ihre Spuren in der abendländischen Medizingeschichte (Ägyptologie, Bd. 1), Lit Verlag, Berlin / Münster 2011, ISBN 13: 9783643111432. (zugl.: Diss. Univ. Hamburg 2001).

Der Mikrobiologe und Ägyptologe JOACHIM STEPHAN beleuchtet mit diesem Buch das Grenzgebiet von ägyptischer und griechischer Heilkunde, einen medizinhistorisch relevanten Schnittpunkt also, der monographisch bislang zu wenig Behandlung gefunden hat. Sein Anliegen greift weit: Nach einer knappen Einleitung (S. 1-7) zur Ausbildung ägyptischer Ärzte, zu den Ordnungssystemen in der ägyptischen Medizin und einigen Vorabüberlegungen hinsichtlich möglicher Einflüsse des Orients auf die griechischen Medizinschulen konzentriert sich der Autor auf die Vorstellung und Analyse zahlreicher anatomischer Strukturen und Krankheitsfälle, die im Papyrus Ebers (S. 9-86) bzw. im Papyrus Smith (S. 87-152) – unseren thematischen Hauptquellen – begegnen. Ein kurzes Nachwort (S. 153-159) beschließt die eigentliche Untersuchung; ein Glossar, das Siglen- und Literaturverzeichnis sowie der Index folgen (S. 153-178).

Die analytische Kommentierung der in den Papyri erwähnten Punkte erfolgt medizinisch kundig, erfreulicherweise auch aus dem langjährigen Erfahrungsschatz des Praktikers schöpfend. Dies bemerkt man beispielsweise bei der ebenso interessanten wie überzeugenden Belegsammlung für Sektionen, die bereits vor HEROPHILOS in Ägypten durchgeführt worden sein müssen (siehe

S. 156). Die Kommentierung mancher Fälle des pSmith fordert vom Leser durchaus solide terminologisch-anatomische Grundkenntnisse. Dass hierbei nicht immer Neues zum Vortrag kommen kann, sondern vieles, das bereits besprochen worden war (z. B. von EBBELL 1939), lediglich modifiziert wird, schickt Stephan selbst voraus (S. 87), stört aber nicht die umfangreiche und übersichtlich gegliederte Gesamtschau auf den ägyptischen Heilkundebetrieb.

Neben all den staunen machenden Erkenntnissen zum anatomisch-pathologischen Detailwissen der alten Ägypter laboriert die – im übrigen sprachlich ansprechend-gewandt gestaltete – Arbeit allerdings an kompositorischen und methodischen Defiziten. Insbesondere stört, dass dem gar titelgebenden Aspekt der Spurensuche in der abendländischen Medizingeschichte erstaunlich wenig Raum gewährt wird. Viele Kasuistiken stehen in keinerlei Konnex zu dieser übergeordneten Frage, oder sie schlagen lediglich oberflächliche Brücken (exemplarisch: „Auch Hippokrates verwendet einen Klebeverband [Ceratum], Compressen und Bandagen“, S. 135). Somit kann auch das nur kurze Nachwort keine wirklich neuen Erkenntnisse zusammenfassen. Zudem werden schlichte Zufallsp parallelen, z. B. in der Ärzteausbildung (S. 154), im Sinne eines Kontinuums überbewertet; dass der genaue Werdegang von Ärzten im alten Ägypten ohnehin nicht genau zu rekonstruieren ist, räumt der Autor selbst ein und füllt die Lücke mit Spekulationen *e silentio*. Auch dass sich die ägyptische Lehre vom Atem als göttliche Lebensspende in der griechischen Pneumalehre wiederfindet (S. 154), kann nicht überzeugen; HIPPOKRATES, die alexandrinischen Ärzte und GALEN verzichten ja gerade weitgehend auf den Gottesbezug und betrachteten das Pneuma als materiellen, belebenden Teil innerhalb der menschlichen Physiologie. Leider diskutiert der Autor diesen wesentlichen ätiologischen bzw. medizinkonzeptionellen Unterschied nicht näher, sondern verweist lediglich auf einen kurzen Exkurs (S. 39f.), in dem griechische Lehren gar nicht erwähnt sind. Diese Schiefelage wird flankiert von mancher medizinhistorisch nicht haltbaren Einzelbehauptung, z. B. dass die sog. Dreckapotheke in der griechischen Medizin bis GALEN in Gebrauch gewesen sei (S. 156) – eine